Scranton Wochenblatt.

Office:
321 Spruce Straße.

Drillmäßige Schulerziehung.

Man hat in neuerer Zeit vielfach gefühlt, daß die amerikanische Schulerziehung eine verkehrte ist, indem sie zuviel Nachdruck auf die Vorbereitung für Prüfungen lege. Aber nicht in Amerika allein wird dieser Mißstand empfunden. Ein sehr interessanter Aufsatz im „Nineteenth Century" zeigt, daß in England der ganze stolze Bau der Schulbildung, von der Elementarschule aufwärts bis zur Universität, an jenem Uebel krankt, und die Erziehung selber dabei geopfert wird. Wegen des Examens, und n u r wegen dieses, wird studirt, nicht behufs wirklicher Beherrschung eines Gegenstandes und der daraus zu gewinnenden Geistesbildung.

„Wir brauchen weder Auszeichnung, noch Preise, noch Probeschaustellungen," heißt es in dem betreffenden Artikel, „in solcher Masse, in welcher sie jetzt über uns ergossen werden. Es ist ein Jammer! Die Kunst, die Gelehrsamkeit, die Politik und sogar die Unterhaltung werden überschwemmt von Schaustellungen, Wettbewerbungen und Preisen. Das Leben ist nur ein einziges, langes Gezerre um den Preis und die Beute. Ein zu einem Handwerk ausgebildetes Prüfungswesen übt dieselbe Wirkung auf die Erziehung aus, wie das Wettsystem auf jeden an sich gesunden Sport." Es wird ein von hervorragenden Pädagogen und Schriftstellern in England unterzeichneter Protest vorgeführt, und weitverbreitet scheint das Gefühl zu sein, daß in den englischen Schulen aller Stufen und Classen ein gefährlicher geistiger Druck und eine entschieden falsche Leitung der Energie und Strebsamkeit der Jugend vorherrscht.

Die Kinder, heißt es in dem Artikel weiter, werden einfach als passende Werkzeuge angesehen, Staatsgeld zu verdienen, und werden für ihre angebliche Gelehrsamkeit dressirt, wie zweijährige Pferde für die Wettrennen. Den jungen Leuten in den Universitäten bringt man den Glauben bei, der Hauptzweck der Ausbildung sei, daß sie bei den Prüfungen hohe Preise gewinnen.

„Auch in amerikanischen Schulen macht sich die gleiche Tendenz geltend. Die Fortschrittsprüfungen stehen in gar keinem Verhältniß mehr zu den wirklichen Fortschritten, und die Schulerziehung hat ihre Freiheit, Mannigfaltigkeit und inneren Antrieb zum großen Theile verloren." Diese Bemerkung macht ein anglo-amerikanisches Blatt zu den besagten Ausführungen.

Das große Ziel der Erziehung liegt gerade in der möglichsten Entwickelung aller allgemeinen Anlagen und specieller Begabungen, und dieses Ziel kann selbstverständlich nur durch ein mannigfaches System erreicht werden, das alle Verschiedenheiten der Begabung, Neigung und des Temperaments nutzbar zu machen sucht. Darin liegt eine völlige Verurtheilung des Prüfungssystems in seiner jetzigen Gestalt. Professor M a r M ü l l e r in Oxford, der früher selber ein eifriger Anhänger dieser Prüfungen war, spricht sich jetzt folgendermaßen aus: „Wenn das Examinationswesen seinen jetzigen Vorrang behauptet, so wird es das beste Blut Englands vergiften, ja man kann fragen, ob es das nicht schon zum großen Theile gethan hat." Und Professor Freeman sagt: „Im ganzen höheren Erziehungswesen ist jede Prüfung schon an sich ein Uebel, aber ein Uebel, das nicht ganz zu entbehren ist, daher wenigstens thunlichst eingeschränkt werden sollte."

Solche Worte sollten hüben und drüben wohl beachtet werden. So beklagenswerth im Interesse wahrer Bildung jener Uebelstand ist, so ist es doch wiederum erfreulich, daß gerade in den Kreisen, welche dem Erziehungswesen am nächsten stehen, sich eine starke Bewegung gegen denselben geltend macht.

Das uniformirte Deutschland.

Unter der Ueberschrift: „Ein Zeichen der Zeit" bemerkt ein Berliner Blatt: Die Lorbeeren der anderen Beamten, welche ein gütiges Geschick mit dem Recht, Uniform zu tragen, begnadet hat, scheinen einzelne B ü r g e r m e i s t e r nicht schlafen zu lassen. Auch sie rufen in der „Deutschen Gemeindezeitung" dringend nach Uniformirung. Es ist eine von möglichst allen Bürgermeistern zu vollziehende Petition im Werke, in welcher die Regierung gebeten werden soll, einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen und den Stadthäuptern, wenigstens soweit sie zugleich die Ortspolizei-ausüben, möglichst geschmackvolle und zugleich Ehrfurcht einflößende Uniform zu verleihen. Schon werden die Detailfragen, ob Infanterie- ob Schleppsäbel, ob Achselstücke oder Epauletten, mit Eifer debattirt; einstweilen scheinen der Schleppsäbel und die Epauletten den Sieg davon zu tragen. Als Beweis für die Unentbehrlichkeit der Uniform führt man u. A. an, daß der Bürgermeister in Civil bei Märkten, Volksfesten 2c. weder hinreichend erkannt werde, noch genügende Autorität ausüben könne; hier sei ein Erkennungszeichen erforderlich. Das scheint uns nicht unbedingt nöthig: Wenn auch der gestrenge Bürgermeister nicht sofort erkannt wird, der Polizeidiener pflegt bei solchen Gelegenheiten nicht fern zu sein, um jedem Widerspenstigen Mores zu lehren. Und wenn es denn für solche Gelegenheiten wirklich eines Erkennungszeichens bedarf, so lege der Gestrenge, falls die Schärpe zu republikanisch erscheint, eine Amtskette um, die auch die kleinste Stadt für das Amt zu stiften wohl in der Lage ist. [illegible] wirklich traurig, wenn der [illegible] Selbstverwaltung, der erste B ü r g e r des Orts, sich seiner bürgerlichen Kleidung [illegible] um einer mehr oder minder [illegible]schen Uniform willen! Wie es mit dieser geht, weiß man ja. Eine Gelegenheit, Gala zu tragen, findet der Polizeichef, wenn er will, alle Tage, und schließlich wird wohl von dem Bürgermeister nicht mehr viel übrig bleiben.

Wir haben in unserem deutschen Vaterlande Uniformen gerade genug und wollen doch nicht mit vollen Segeln in russische Zustände hineinsteuern. Der Erwählte der Bürgerschaft soll und muß stolz sein auf seinen bürgerlichen Rock, nur dann ist er ein echter und rechter Bürgermeister.

Noch eine Lucrezia Borgia.

In Philadelphia hat der Proceß gegen Frau Sarah Jane Whiteling wegen dreifachen Giftmordes, verübt aus schnöder Geldgier, begonnen. Diese Person kann sich der anderen amerikanischen Lucrezia Borgia, der verruchten Sarah Jane Robinson, welche kürzlich aus blödsinniger „Galanterie" von einem Gouverneur begnadigt wurde, beinahe zur Seite stellen, obwohl sie immerhin noch mildernde Umständen anführen kann.

Die Angeklagte, welche schon über das mittlere Alter hinaus ist, steht unter der schweren Beschuldigung, im Frühling d. J. ihren Gatten John Whiteling, ihr 9jähriges Töchterlein Bertha und ihren 2½ Jahre altes Söhnchen Willie in kurzen Zwischenräumen nacheinander durch Gift aus dem Weg geräumt zu haben. Sie war früher mit einem gewissen Brown verheirathet, welchen sie verließ; Brown wurde bald darauf wegen Raubes verhaftet und starb im Zuchthause. Mittlerweile schenkte die Angeklagte einem, wie es scheint, unehelichen Kinde das Leben. Später unterhielt sie ein uneheliches Verhältniß mit einem gewissen Thomas Story; dieser aber lief ihr davon, kurz nachdem ein Mädchen, welches den Namen Bertha erhielt, dem Verhältniß entsprossen war. Später wurde sie mit John Whiteling bekannt und heirathete ihn. Der Gatte scheint kränklich und daher oft ohne Beschäftigung gewesen zu sein. Die Sorge für den Unterhalt der Familie lastete unter diesen Umständen hauptsächlich auf der Frau, und so keimte in ihr der Gedanke, sich dieser Last zu entledigen.

Der Erste, welcher aus dem Wege geräumt wurde, war ihr kränklicher Gatte, dem sie verschiedene Dosen Arsenik, bezw. Rattengift, eingab. Er starb unter fürchterlichen Schmerzen mit allen Symptomen von Arsenikvergiftung. Einen Monat später kam die Reihe an ihre Tochter Bertha, welche im Juli 9 Jahre alt geworden wäre. Das Kind wurde am 24. April mit Hilfe desselben Giftes gemordet. Das letzte Opfer war der kleine Willie. Das Leben ihres Gatten war zu $180 versichert; dasjenige ihres Töchterchens zu $122 und das ihres Söhnchens zu $50 oder $60. Die Angeklagte kassirte diese Versicherungssummen sämmtlich ein. Wie sie behauptet, hatte sie die Absicht, sich zuletzt selbst das Leben zu nehmen, fand aber nicht den Muth dazu. Willie starb im Mai. Die dreifache Mordthat lastete aber so schwer auf ihrem Gewissen, daß sie, die nie zuvor in einer Kirche gewesen war, in die „Hancock-Methodisten-Kirche" ging. Dort faßte sie den Beschluß, ihre Schuld zu beichten und sich der Gnade Gottes zu überantworten. Sie hatte also, zum Unterschied von der Sarah Jane Robinson, immer noch eine Spur von menschlichem Gefühl.

Indeß legte sie kein Geständniß ihrer Schuld ab, sondern begab sich auf den Friedhof. Nachdem sie dort eingetroffen, war sie ganz überrascht, als sie sah, wie die drei Särge, in welchen ihre drei Opfer ruhten, ausgegraben waren und auf dem grünen Rasen standen. Die Behörden waren nämlich mittlerweile auf die rasch aufeinander folgenden Todesfälle in der Whiteling'schen Familie aufmerksam gemacht worden und hatten die Exhumirung der Leichen angeordnet. Sobald sie sich von ihrer Ueberraschung erholt hatte, ging sie heim und warf den Rest des Rattengiftes in die Senkgrube. Bald darauf wurde sie verhaftet und legte ein umfassendes Geständniß ab. Das übrige Gift, welches sich noch bei ihr fand, war genügend, noch einige hundert Personen in's Jenseits zu befördern.

Land- und Hauswirthschaftliches.

Kronsbeerenzucht. — In unserem Lande wird die Cultur der Kronsbeeren (cranberries) fast durchweg nur auf sehr großen Landstücken betrieben. Man kauft ein Sumpfstück an, schafft den Rasen weg, bedeckt die Oberfläche mit Sand und errichtet Damm und Schleuse, um eine Wasserfluth ein- und abzulassen. Waren schon vorher auf dem Landstück wilde Kronsbeeren zu finden, so ist das ein deutlicher Beweis dafür, daß die Verhältnisse günstig sind für den Anbau dieser Beere. Im Frühling verschafft man sich Pflanzen oder Schößlinge und setzt sie in Reihen, welche 18 bis 20 Zoll Abstand von einander haben. Der Boden wird während des Sommers und Herbstes frei von Gras und Unkraut gehalten. Mit Beginn des Winters überschwemmt man die Pflanzung. Das Wasser tränkt den Sand und den Torf unter demselben, tödtet die Insekten und verhindert, daß die Pflanzen im Frost umkommen. Im Frühling, sobald der Frost aus dem Boden weicht, wird das Wasser wieder abgelassen. Die Pflanzen wachsen in der Saison, in welcher sie angebaut werden, nicht bedeutend, aber im zweiten Jahre bedecken sie den Boden völlig.

So erfolgreich sich auch die Kronsbeerencultur im Großen erwiesen hat, so ist doch gar nicht einzusehen, warum sie nicht auch im K l e i n e n betrieben werden sollte, und es erscheint sonderbar, daß dies bis jetzt nur wenige Farmer versucht haben. Viele Landwirthe ziehen Johannisbeeren, Stachelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren für ihren häuslichen Bedarf, aber die Kronsbeeren kaufen sie. In einer großen Anzahl ländlicher Kaufläden sind aber keine Kronsbeeren zu haben; in vielen Gegenden kosten sie auch mehr, als der Farmer dafür ausgeben mag. Es lohnt sich für jeden Farmer, welcher ein Stückchen sumpfiges, morastiges Land zur Verfügung hat und dasselbe unter Wasser setzen kann, Kronsbeeren im Kleinen anzubauen. Ist der Boden einmal in Stand gesetzt, und stehen die Pflanzen gut, so hat man außer dem Sammeln der Kronsbeeren keine nennenswerthe Arbeit mehr damit, und die Pflanzen können ungefähr 50 Jahre lang tragen. Auch für den Verkauf empfiehlt sich der Anbau von Kronsbeeren sehr. Keine anderen kleinen Früchte halten sich so lange, und für den Winter sind die Kronsbeeren dasselbe was die Erdbeeren für den Sommer sind.

Gemischter Weizensamen. — Ein britischer Grundbesitzer spricht sich in einer Zeitschrift an die „Mark Lane Expreß" sehr entschieden zu Gunsten einer gemischten Weizenaussaat aus. „Ich habe beobachtet," sagt er, „daß, wenn zwei verschiedene Sorten Weizen zusammen ausgesät werden, der Ertrag fast immer reicher wird, als wenn man jede Sorte für sich ausgesät hätte. Jede Weizensorte unterscheidet sich von allen anderen, nicht nur in ihren äußeren Eigenschaften, sondern auch in dem Zeitraum ihrer ersten Entwickelung, in der Art, wie sie Nahrung einsaugt, und in dem Verhältniß der Stoffe, welche sie aus dem Boden zieht, zueinander. Nun ist oft, wenn von dichtem Säen gesprochen wurde, mit Recht gesagt worden, der größte Feind, mit dem der Weizen zu ringen habe, sei der Weizen selbst. Sind aber die Weizenpflanzen, welche auf demselben Boden miteinander stehen, von verschiedener Art, so wird der „Kampf um's Dasein" zwischen ihnen nicht so groß. Es stehen z. B. ihre Wurzeln in verschiedener Tiefe; ein Nahrungsstoff, welchen die eine Pflanze braucht, wird von der anderen gleichzeitig in geringerer Menge oder gar nicht angezogen, u. s. w. Dadurch gedeihen dann alle Weizenpflanzen besser. Auch liefert gemischte Weizensaat eine Ernte von besserem Aeußeren; besonders gilt dies, wenn weißer oder gelber Weizen mit rothem, oder eine weichkörnige Sorte mit einer hartkörnigen oder rauhkörnigen zusammengesät wird."

Das „Signal", eine Zeitschrift, welche von den Studenten der New-Jersey-Normalschule herausgegeben wird, enthält folgenden kurzen und witzigen Leitartikel: "There is a little something which some of our subscribers forgot when sending in their subscriptions." Hoffentlich werden die säumigen Zahler diesen „Wink mit dem Schennenthor" beachten.

Vertheidigung mit Petroleum!

Der Gedanke, das Erdöl zu Vertheidigungszwecken zu verwenden, indem man mit demselben z. B. einen Stadtheil vor einem eindringenden Feinde in Brand setzt, ist bekanntlich nicht neu, dagegen ist nachstehender Vorschlag, welcher der Bundesregierung unterbreitet worden ist, entschieden originell. Es handelt sich nämlich um die etwaige Vertheidigung unserer Häfen.

Philadelphiaer Blätter melden, daß eine große Compagnie, welche Millionen von Dollars repräsentire, dem Marinesecretär einen eingehenden Vorschlag unterbreitet habe, um den Hafen von Philadelphia und weiterhin auch alle anderen an unseren Küsten gegen die Angriffe einer feindlichen Flotte durch eine eigenthümliche Abfeuerung entzündeten Petroleums zu vertheidigen. Durchbohrte eiserne Röhren nämlich, welche das Petroleum enthalten, sollen in den Zugängen des Hafens, resp. auch in dem Bett eines einmündenden Flusses, versenkt werden; die Röhren sollen so eingerichtet sein, daß das Petroleum durch besondere Maschinerie mit Hochdruck an und über die Oberfläche des Wassers befördert werden und als brennender Strahl sich auf das feindliche Schiff ergießen kann. Es wird behauptet, man könne auf solche Art eine Flamme auf dem Wasser erzeugen, die so hoch wie ein Schiffsmast sei und mit schrecklicher Macht auf ein angreifendes Schiff gerichtet werden könne. Das Oel soll von einer Stelle aus, die sich viele Meilen davon befinden kann, den untergetauchten Röhren zugeführt werden, welch' letztere ein zusammenhängendes System bilden. Durch diese Petroleumtorpedos—so kann man sie füglich nennen — gedenkt man nöthigenfalls einen förmlichen Feuersee zu erzeugen, durch welchen eiserne Fahrzeuge unmöglich kommen können.

In Washington hat man ziemliches Interesse für dieses Project gefaßt, sowohl in officiellen wie in Geschäftskreisen, und dasselbe wird wahrscheinlich schon in einigen Wochen zu Fort Mifflin' versuchsweise zur Ausführung kommen, natürlich nur im Kleinen. Der nothwendige Apparat ist bereits größtentheils fertig, und man sieht mit gespannter Erwartung der Probe entgegen. Es wird versichert, daß eine solche Hafenvertheidigung die wirksamste sein würde, die es überhaupt geben könne.

Betrogen und verlassen.

Nicht zu wissen, ob man verheirathet ist oder nicht, ist für eine junge Dame jedenfalls eine eigenthümliche und nichts weniger als angenehme Lage, und doch befindet sich Frl. Lillian Praull, bzw. Frau Raphael Levy, von Edgewater in Burlington-County, N. J., in einer solchen. Die Dame, eine hübsche Brünette von 20 Jahren, verschwand vor etwa zwei Wochen urplötzlich aus der Wohnung ihrer Eltern, und da sie zuletzt in Trenton in der Gesellschaft Raphael Levys, eines jungen Lebemannes, dessen Bekanntschaft sie vor längerer Zeit gemacht hatte, gesehen wurde, so hieß es, daß sie mit diesem entflohen sei, um sich heimlich mit ihm trauen zu lassen; die Eltern des jungen Mädchens hatten sich nämlich einer Heirath mit Levy abgeneigt gezeigt.

Zum großen Erstaunen Aller, welche die junge Dame kannten, tauchte diese vor einigen Tagen wieder auf, weiß aber merkwürdigerweise nicht, ob sie vertheirathet ist oder nicht. Ihren Angaben zufolge traf sie, während sie sich in Philadelphia befand, um Einkäufe für ihre Eltern zu machen, auf der Straße den bereits genannten Raphael Levy, der sie in eine Conditorei einlud, um einige Erfrischungen zu nehmen. Sobald sie dieses genossen hatte, verlor sie angeblich das Bewußtsein und behauptet, nur noch eine dunkle Erinnerung davon zu haben, daß sie mit Levy über einen Fluß fuhr und dann in einem Wagen die Reise fortsetzte. Sie hätten in einer Stadt Halt gemacht, die ihr wie Trenton vorgekommen sei. Erst am folgenden Tage, nach ihrer Rückkehr nach Philadelphia, sei sie in einem dortigen Hotel wieder zu klarem Bewußtsein gelangt.

Darauf habe ihr Levy gesagt, daß sie sich mit ihm habe t r a u e n lassen und zu gleicher Zeit habe er ihr eine Art Trauschein gezeigt. Sie habe ihm hierauf erwidert, daß sie sich nicht erinnern könne, mit ihm getraut worden zu sein, wenn jedoch dem so sei, so verlange sie, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren, damit sie diese von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen könne. Ihr angeblicher Gatte habe ihr diese Absicht aus dem Sinn reden wollen; da sie jedoch auf der Rückkehr in das Haus ihrer Eltern bestanden, habe er sie verlassen, und seitdem habe sie keine Spur mehr von ihm gesehen. Die Eltern des Frl. Praull, oder der Frau Levy, ließen in Philadelphia und Trenton genaue Nachforschungen nach dem Verbleiben oder dem Aufenthaltsort Levys anstellen, doch blieben dieselben bisher erfolglos.

Liegt der „Bustle" im Sterben?

Wir fragen das noch, obwohl es manche Blätter im Osten schon bejahen; denn der Mensch soll nie zu hoffnungsselig sein. Es scheint in mehreren Großstädten des Ostens augenblicklich eine Modestimmung g e g e n die furchtbare Tournüre zu herrschen, wehhalb ein New Yorker Blatt in folgenden Jubelruf ausbricht:

Ja, des „Bustles" Uhr ist abgelaufen und wenn er eine Seele im Leibe hätte, würde man ihm zurufen können: „Nach Deine Rechnung mit dem Himmel, Bogt". Aber er hat keine Seele im Leib; alles mögliche Andere, aber keine Seele. Für gewöhnlich Roßhaare, Baumwolle oder Sägespäne; manchmal, besonders wenn er von Europa herübergetragen worden war, auch Seidenzeug oder Diamanten, oder Eau de Cologne; einmal, bei einer reichen Farmersfrau des Westens, die ihn in einem Hotel liegen ließ, $2000 in Greenbacks — das Alles hatte der „Bustle" im Leibe. Dann aber kam für ihn die Zeit der Aufechtung: Frau Francis im Weißen Hause hatte ihm den Krieg erklärt. Aus staatspolitischen Rücksichten ließ sie sich allerdings zu einem Compromiß herbei, aber die beste Zeit für den „Bustle" war doch vorüber, er wurde immer magerer, oft hatte er gar nichts mehr im Leibe. Und nun ist es ganz aus mit ihm. Eine große Kleiderhändlerin am Broadway hat es uns versichert: der „Bustle" ist todt. Wir glaubten es nicht, aber als wir den Broadway hinabgingen, haben wir es gesehen, die zehnte Dame trägt schon jetzt die Tournüre nicht mehr."

Folgenden rührenden Appell richtet ein Zeitungsherausgeber in Georgia der offenbar keiner Entfettungskur bedarf, an seine Leser: „Wisset, daß der Redacteur ebenso gut einen Mund hat, wie ihr, und mit demselben ebenso gut ißt, wie ihr, wenn er etwas zum Essen kriegen kann. Deshalb mögt ihr, wenn das Geld bei euch knapp ist, euren Abonnementsbetrag in Producten bezahlen, wie Hühner, Eier, Butter, Schweinefleisch, Kartoffeln, Beutelratten u. s. w. Auch Baumwolle, Sämereien u. Oefenholz werden angenommen. Genirt euch nur nicht, diese Sachen auf die Redaction zu bringen!"

Vom Inlande.

Bald wird der neuerwählte Präsident Harrison eine — Menagerie anlegen können. Den eingetroffenen Berichten zufolge hat er wenigstens bereits einen lebenden Adler, ein Büffelkalb, einen Schwarzbären, einen Biber und ein Kaninchen zum Geschenk erhalten.

Mit dem Plan, an Straßenbahn-Wägen, welche Postämter berühren oder in die Nähe derselben kommen, Briefkästen anbringen zu lassen, beginnt sich jetzt die Postverwaltung in Washington officiell zu befassen. Es handelt sich zunächst um die Postbeförderung in Baltimore, doch wird das Beispiel, wenn es sich bewährt, wahrscheinlich auch an vielen anderen Orten nachgeahmt werden.

Von einem jungen Amerikaner in Burlington, Ja., erzählt man sich, daß derselbe, als er sich vor einigen Tagen trauen ließ, dem Geistlichen aus Versehen ein $10- statt eines $2½-Goldstückes gab, nach einigen Stunden aber seinen Irrthum bemerkte, mitten in der Brautnacht nach der Wohnung des Predigers lief, $7.50 herausverlangte und auch erhielt.

Vor einigen Tagen fand ein Gärtner auf einer in Montgomery-County, Pa., gelegenen Farm beim Graben ein amerikanisches Halbdollarstück vom Jahre 1796. Das Gepräge dieser seltenen Münze wies 16 Sterne auf. Der Finder wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das Geldstück einen hohen Werth habe, und der Superintendent der Bundesmünze in Philadephia kaufte ihm nächher das Geldstück ab und zahlte $115 dafür.

Die „Voudoo"-Doctoren der Neger stehen, ebenso wie die Medicinmänner der Indianer, bei anderen Leuten in sehr schlechtem Rufe. Und doch wird neuerdings behauptet, daß eine Negerei in Süd-Carolina, welche ein regulärer Arzt bereits aufgegeben hatte, von einem „Voudoo"-Doctor durch dessen Zaubermittel kurirt worden sei. Leider werden Ort, Name und sonstige Umstände nicht genau mitgetheilt. So gut aber, wie die „Glaubensheiler", können's jene Neger-Zauberdoctoren „ähnlich" auch.

Nach der Stimmenabgabe bei den Wahlen zu schließen, geht die Bevölkerung des „Faulfleckens" Nevada unausgesetzt zurück. 1880 wurden in Nevada im Ganzen etwa 18,000 Stimmen abgegeben, 1884 nur 12,771, und bei der jüngsten Wahl rund 10,000. Die Hilfsquellen des Staates sind erschöpft, und die Vermuthung, daß derselbe niemals im Stande sein werde, eine Bevölkerung von mehr als 50,000 oder 60,000 Köpfen zu erhalten, ist nicht unbegründet.

Die „Academie der Naturwissenschaften" in Philadelphia hat durch unbekannte Böswichte einen schweren Verlust erlitten. Als unlängst die ornithologische Abtheilung der Academie, welche eine der vollständigsten ihrer Art ist und manche sehr seltene Exemplare umfaßt, einer Reinigung und Neuordnung unterzogen wurde, stellte es sich heraus, daß einige Fächer ganz leer waren. Eine Untersuchung ergab, daß etwa 100 kleine schönfarbige Vögel abhanden gekommen waren, somit ein großer Werth verloren gegangen ist. Der Diebstahl scheint entweder im Interesse eines unskrupulösen Wissenschaftsnarren oder — was wahrscheinlicher ist — eines Putzmachergeschäftes verübt worden zu sein. Die Sache ist der Geheimpolizei übergeben worden.

Die Goldausfuhr aus Amerika wird in diesem Jahre einen ganz bedeutend höheren Betrag erreichen, als im Vorjahre. England hat sehr viele „Goldfüchse" nach Südamerika, besonders nach Argentinien, abgeben müssen und zieht nun dafür eine möglichst große Quantität aus den Ver. Staaten an sich. Die europäische Nachfrage nach Gold aus dieser und anderen Ursachen ist eine außerordentlich große. Besonders ungünstig für die Amerikaner ist dabei die Verminderung der Weizenausfuhr infolge des hohen Preises, welchen unsere Herren Speculanten herbeiführten. Bis jetzt betrug die transatlantische Goldausfuhr aus Amerika für das laufende Jahr $35,000,000, während sie sich in derselben Periode der Vorjahres nur auf $14,000,000 belief. Namentlich in der letzten Woche war dieser Export ein bedeutlicher.

Betreffs eines Chinesenkusses fand in Philadelphia eine interessante Gerichtsverhandlung statt. Sam Joe, ein chinesischer Waschonkel, hatte sich auf die Anklage des „Angriffs" auf die 12jährige, schwächlich aussehende Agnes Flanigan zu verantworten. Das Zeugenverhör ergab, daß das Mädchen, als es in der Waschanstalt des Angeklagten Wäsche abholte, von dem Angeklagten mit den Worten: „Du bist ein allerliebstes Kind" an der Wange gestreichelt, umhalst und geküßt worden war. Unter solchen Umständenen instruirte der Richter die Geschworenen, ein freisprechendes Verdict abzugeben, und motivirte seine Entscheidung damit, daß das a l l e i n i g e K ü s s e n eines K i n d e s keine strafbare Handlung sei, etwas anderes sei es, wenn Jemand einer erwachsenen Person weiblichen Geschlechts gegen deren Willen einen Kuß aufdrücke. Die Geschworenen thaten, wie ihnen der Richter empfohlen hatte.

Mit einem Adler hatte dieser Tage L. C. Brinkmann, in der Nähe von Plattsmouth, Nebr., ein gefährliches Abenteuer zu bestehen. Er hatte nach einem Adler geschossen und demselben einen Flügel zerschmettert, so daß der „König der Lüfte" herabstürzte. Als der Jäger aber versuchte, sich seiner Beute zu bemächtigen, zeigte sich diese widerspenstig, und nur dadurch, daß er schnell den Arm vorstreckte, konnte Brinkmann seine Augen vor den Schnabelhieben des wütehenden Thieres schützen. Doch schlug es seine Krallen tief in den vorgehaltenen Arm, und vergebens bemühte sich der Jäger, den Vogel abzuschütteln. Schließlich kamen auf seine Hilferufe einige Freunde herbei, welche den Adler vollends todtschlugen und dann die größte Mühe hatten, die Krallen aus dem Arme, der schrecklich zerrissen und zerfleischt war, zu lösen. Brinkmann wird seinen Arm auch noch einige Wochen nicht gebrauchen können. Der Adler maß mit ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß.

Schwindler in New York und anderen Großstädten machen sich in letzter Zeit gern daran, während der Abwesenheit von Aerzten deren Wohnungen zu besuchen und daselbst Rechnungen zu bezahlen. Letzteres thun sie mit falschen Wechseln oder Noten von höherem Betrage, als die Schuld beläuft, und lassen sich natürlich den Rest in gutem Gelde herauszahlen. So kam dieser Tage wieder ein unbekannter Mann in die Wohnung des Dr. Wm. H. Thayer in Brooklyn, N. Y., während dieser in Geschäften ausgegangen war, und sagte dem Bruder des Arztes, er komme, um eine Rechnung im Betrage von $20 zu berichtigen. Er präsentirte einen gefälschten Wechsel auf die „Commercial Bank" im Betrage von $35 und verschwand schleunig, nachdem ihm der Bruder des Arztes die restirenden $15 übergeben hatte. Trotz mehrfacher Warnungen in den Zeitungen scheint es noch Leute genug zu geben, welche auf solche Betrügereien reinfallen.

Auch in Nord-Carolina sollen sich Weiber, und zwar farbige, an den jüngsten Wahlen als Stimmgeber betheiligt haben. Sie machten es aber nicht so unpraktisch, wie die Blaustrümpferinnen des Nordens, welche die Registrirungsbeamten zu „bulldozen" suchten und nach einem Mißerfolg sich in ohnmächtigen Protesten gegen den „eisernen Despotismus der Wahlgesetze" ergingen, sondern sie steckten sich — so meldet wenigstens ein Correspondent — in M ä n n e r k l e i d e r und übten so die Befugnisse von Stimmgebern aus. In Pitt-County sollen ungefähr 100 Negerinnen in Männerkleidern gestimmt haben, und man will jetzt eine Untersuchung vornehmen. Diese Negerinnen stimmten übrigens nicht etwa für Belva Lockwood, sondern für die republikanische Partei. Mag sein, daß der besagte Correspondent „a Bissel" übertrieben hat; doch scheint festzustehen, daß die Negerinnen in einzelnen Theilen von Nord-Carolina politisch sehr thätig waren und auch ihre männlichen Rassegenossen öffentlich zu beeinflussen suchten.

Seinen eigenen Kunsttempel hat jetzt das deutsche Theater zu New York in Gestalt des soeben fertig gewordenen Amberg-Theaters. Der feuerfeste Bau nimmt auf Irving Place eine Front von 75 Fuß 2 Zoll und in der 15. Straße eine solche von 131 Fuß ein, ist drei Stockwerk hoch, in spanischem Renaissance-Stil aufgeführt, hat bis zum Dachfirst eine Höhe von 42 Fuß, wird am Nord- und Südende von offenen Thürmen flankirt und hat in der Mitte einen vorspringenden Balkon. Die Thürme, wie der Balkon sind von Eisen und in Bronze decorirt. Als Eingänge an der Hauptfagade am Irving Place dienen zwei, je 12 Fuß breite Haupt- und je 6 Fuß breite Nebenthüren. Durch die beiden Haupteingänge kommt man in den ersten Vorraum des Theaters, dessen Boden in Marmormosaik ausgeführt ist. Dieser Vorraum enthält die Kasse für die Parquetsitze und erste Galerie und ist 25 bei 20 Fuß groß. Von hier führen drei hübsch verzierte Thüren in das eigentliche Vestibule, dessen Boden ebenfalls in Mosaik ausgelegt ist. Auf das Vestibule münden rechts und links zwei eiserne, in das erste Stockwerk führende Prachttreppen. Aus diesem Vestibule gelangt man durch eine 20 Fuß breite, nur durch schwere Vorhänge verschlossene Oeffnung in das eigentliche sehr schöne Auditorium, welches aus dem Parquet und zwei Gallerien besteht. Das Theater hat 1100 Sitze, und zwar 540 im Parquet und die übrigen, gleichmäßig vertheilt, in den beiden Gallerien. Die zehn Logen enthalten ebenfalls Raum für etwa 50 Zuschauer, während hinter den Sitzreihen für 500 weitere Personen Stehplätze vorhanden sind.

Unter den amerikanischen Gewohnheiten, die dem Ausländer nicht gerade angenehm auffallen, ist auch diejenige vieler Männer und Jünglinge, an den verschiedensten Plätzen, in Straßenbahn-Wagen, im Theater, im Wartesaal der Eisenbahnen u. s. w., sich öffentlich die Fingernägel ausräumen. Wenn man im Straßenbahn-Wagen den „Gentleman" sogar im Beisein von Mitgliedern des schönen Geschlechts sein Federmesser aus der Tasche ziehen und die sorgfältige Ausgrabung der unter seinen Fingernägeln steckenden schwarzen Gartenerde beginnen sieht, so fragt man sich, wo der famose „Lady"-Cultus hingekommen ist. Auf Rechnung der bekannten Nervosität kann man diese sonderbare Praxis nicht setzen; denn wenn auch das Schnitzeln, das Kauen, das Spucken und sonstige lebhafte, aber nutzlose Thätigkeitsäußerungen, die den Durchschnitts-Amerikaner charakterisiren, in der Rastlosigkeit eines überreizten Nervensystems ihre Erklärung finden, so ist das ermüdete Nägelvergnügen, bei dem ebenso langsam wie systematisch und zweckbewußt gearbeitet wird, sicher nicht der Ausdruck eines wilden, ungeregelten Nervensturms. Doch wie dem auch sei, diese an sich wenig liebenswürdige Gewohnheit hat wenigstens ein Gutes, bessen sich allerdings die Wenigsten, die so eifrig mit dem Federmesser unter den Nägeln herumgraben, bewußt sind: sie befreien ihre Finger und Hände nicht nur von gewöhnlichen Schmutzstoffen, sondern auch — wie man neuerdings ausgefunden hat — von einer Menge der gefährlichsten kleinen Organismen und ihrer Keime, die den schlimmsten Krankheiten zu Grunde liegen.

Einem Jäger in Clinton-County, Pa., Namens Jacob Pluff, wird nachgesagt, daß er vor einigen Tagen binnen kaum einer halben Stunde eine ganze Bärenfamilie, aus 4 Köpfen bestehend, erlegt habe, und zwar auf einer Rehjagd. Die Bärenmutter, wird berichtet, hätte ihm beinahe den Garaus gemacht; doch gelang es ihm, sie zu beschäftigen, indem er ihr ein langes Taschenmesser tief in den Kopf, gerade zwischen die beiden Augen, stieß, und während sie mit ihren Vordertatzen das Messer zu entfernen suchte, lud er rasch sein Gewehr und schoß sie durch's Herz. Es ist doch ein Glück, daß die Jagdgeschichten nicht ausgehen, selbst mitten in einer parteipolitischen Sintfluth. Auch aus Waltham, Me., wird ein bemerkenswerther Fall von Jägerglück erzählt. Ein junger Mann daselbst brach vor fünf Wochen seine rechte Schulter und ist noch immer nicht im Stande, seine rechte Hand zu gebrauchen. Jedoch wurde er es überdrüssig, seine vier Wände zu hüten, und nahm er vor einigen Tagen eine Flinte unter den linken Arm und ging in's Gehölz auf die Jagd. Natürlich erwartete er nicht, etwas zu treffen; er wollte nur den bösen Dämon der Langweile vertreiben. Indeß bekam er ein prachtvolles Reh in Sicht; da legte er sich zu Boden, schob die Flinte zwischen seine Kniee, feuerte—und traf das Thier wirklich. Diese Methode der Rothwildjagd kommt jedenfalls sehr selten vor. Eine weitere gelungene Jagdgeschichte, bei welcher aber der Mensch der Gejagte war, wird aus Alabama mitgetheilt. In Greene-County wurde Madison Jolly, ein in der Gegend sehr bekannter Neger, von einer grossen Klapperschlange angegriffen und flüchtete sich auf den nächsten Baum, welcher zufällig ein Dattelpflaumen- (Persimmon-) Baum war. Während er nun rasch hinaufkletterte, fielen einige der reifen Früchte vom Baume. Die Klapperschlange war anscheinend eine Liebhaberin von Dattelpflaumen; denn als sie am Baume ankam, setzte sie die Verfolgung nicht fort, sondern begann die heruntergefallenen Früchte zu fressen. Da durchzuckte unseren Neger ein Gedanke. Er hatte ein kleines Fläschchen Morphin bei sich, das er seiner kranken Frau nach Hause bringen sollte. Nun riß er mehrere Dattelpflaumen ab, öffnete sie, ließ Morphin hineinlaufen und warf sie dann für die Schlange herunter, welche sie wirklich sofort auffraß. Das Morphin betäubte aber die Bestie, und sie lag bald hilflos am Boden. Jetzt kletterte der Neger herab, eilte in das nächstgelegene Haus, nahm Jemand zur Hilfe mit, und Beide murkften dann die noch immer betäubte Klapperschlange ab. Des Spaßes halber theilen wir noch mit, daß diese Klapperschlange 18 Fuß lang war, 6 Zoll im Durchmesser, 44 Klappern hatte und seit 25 oder 30 Jahren der Schrecken der Umgegend war. Damit genug für heute!

Deutsche Lokal-Nachrichten.

Provinz Brandenburg.

Die Redakteure der „Täglichen Rundschau" in Berlin, Lange, Siercke und Hermann, wurden wegen Beleidigung des regierenden Fürsten von Reuß ä. L. zu je einem Monat Festungshaft